

hialper; aber ags. *helpe*¹, got. *wileis*, an. *viler* (aber ahd. *wili*, ags. *wile*); oder in der 2. Sing. Opt. Praet. got. *hulpeis*, aisl. *hyper* usw.². Die Fassung des

¹ Ahd. und alts. hat auf diese Form die Endung des Indikativs analogisch eingewirkt, vielleicht auch das oft enklit. folg. Pron. *du* die Erhaltung des *s*- unterstützt: *helpés* bzw. *helpes*; das *-s* dieser Formen hat nach Ausweis des auch wgm. Ags. durchaus nichts zu tun mit dem *-s* von got. *hulpais*. Es ist auffällig, dass diese Tatsache in verschiedenen Handbüchern übersehen ist; sollten aber die Verfasser andere von der Vulgatansicht abweichende Erklärungen für die betr. ahd. und alts. Formen vorziehen, so bedürfte dies m. E. mindestens einer bes. Erläuterung (s. darüber noch gleich unten). R. Loewe schreibt in seiner ‚Germ. Sprachw.‘ S. 148: ‚Da got. *-s* und *-z* als *-s* zusammenfallen, sind alle got. Formen doppeldeutig. Im Opt. Präs. selbst siegte aisl. und ags. das *-z*, as. und ahd. das *-s*: got. *bairais*, aisl. *berer*, ags. *bere*, as. *beres*, ahd. *berés*; Fr. Kluge, Urgerm. S. 185: ‚Die Sekundärendung bewahrt der . . . Opt. Präs. got. *bairais*, ahd. *berés*, gr. *εἶπος*, ind. *bhārés*.‘ Ohne jeglichen Hinweis auf den Unterschied in der Behandlung des ausl. *-s* fährt Kluge zwei Zeilen weiter fort: ‚Im Optat. scheint *s* im Germ. tönend gewesen zu sein: got. *wileis* = ahd. *wili*, angl. *wile*; got. *bairais* = angl. *beré* (ausdrückl. auf das Verhältnis von ahd. *berés*; got. *bairais* weisen z. B. hin W. Wilmanns, Deutsche Gram. III, 1, S. 6; R. Bethge bei Dieter, Altgerm. Dial. II, X, 380). — Ich habe eben gesagt, dass, wenn Kluge und Loewe eine von der üblichen abweichende Erklärung für die Formen ahd. *berés*, alts. *beres* für richtig halten, sie dem Leser wenigstens eine andeutende Erklärung schulden. Dies wäre um so mehr nötig gewesen, als Paul, der Beitr. VI, 550 dem Gesetz, nach dem urgerm. *-s*, *-z* abfallen muss, eine andere Fassung gegeben hat, a. a. O. die Optativformen nicht behandelt. Paul sagt: ‚Wir müssen das Gesetz (folgendermassen) fassen: *z* fällt ab, *s* bleibt. Das ist ja auch das Natürliche. Im allgemeinen ist das Westgerm. den gleichen Weg gegangen wie das Altn., aber auch einige Reste des *s* sind stehengeblieben und haben sich an die Stelle des *z* gedrängt.‘ Augenscheinlich haben Loewe und Kluge die Paulsche Formulierung bei der Gleichstellung von got. *bairais* und ahd. *berés* im Sinne gehabt. Sie übersehen dann aber, wie völlig unwahrscheinlich es ist, dass die wenigen Verba der ai. Gruppe *tudāmi*, die sich im Germ. erhalten haben, ihr nach Paul lautges. berechtigtes *-s* auf die grosse Masse der Verba der ai. Gruppe *bhārami* übertragen haben. Das *-s* könnte also, auch wenn man Pauls Gesetz anerkennt, nur aus der Verbindung der Verbalform mit nachgestelltem enkl. idg. **tu* erklärt werden: idg. **bheristu* > germ. **berestu*. In dieser Gruppe konnte *-s* allerdings nicht schwinden; aber auf diese Weise tragen besondere Verhältnisse, und andere wie Paul meint, die Schuld an der Erhaltung des *-s*, nicht der Akzent. Noch eine andere westgerm. Form widerspricht der Gleichsetzung von ahd. *berés*, got. *bairais*, ebenso dem Paulschen Gesetz: die 2. Sing. Praet. der starken Verba. Ahd. *hulfi*, *fundi*, *buti*, *lihi* und die entsprechenden Formen der anderen westgerm. Dialekte haben nach idg. Betonung sicherlich den Akzent auf der Endung getragen, das zeigt die Gestalt der Wurzelsilbe; es bleibt sich dabei völlig gleich, ob die fraglichen westgerm. Formen alte Optativ- oder alte Aoristformen sind. Warum hat eine Form, die in früher urgerm. Zeit etwa **budis* gelautet hat, ihr *-s* doch verloren? Wir werden also dabei bleiben, dass idg. *s* im Westgerm., wenn der Akz. im Germ. nicht mehr unmittelbar vorausging, im Auslaut geschwunden ist. — Ein Eingehen auf die in Frage stehenden Verhältnisse ist hier nicht am Platze; siehe vor allem A. Walde, Germ. Auslautges. (anders).

² Es ist mir unbegreiflich, wie auch S. Feist in seiner neuesten Schrift ‚Einführung in das Gotische‘ S. 110 bei der Besprechung des Verhältnisses vom Got. zum Nord. beinahe das gleiche behaupten kann: ‚Ferner die Bewahrung der idg. Endung *-s* des Nom. Sing. Masc. = urgerm. *z* in got. *dags*, aisl. *dagr* aus urgerm. *dazaz*, während das Westgerm. das auslautende urgerm. *z* aufgab: ae. *dæg*, as. *dag*, ahd. *tac*.‘ Gibt es denn Formen wie got. *wileis*, *hāuhis* usw. nicht?

Verf. erweckt den Eindruck, als ob ein besonderes Gesetz ausl. *-s* im Nom. Sing. der *a*- und *i*-Stämme bewahrt hätte, während es sonst auch im Got. und Nord. abgefallen wäre. 211 widerspricht Verf. übrigens dem 202, 3 Gesagten und kommt dem Richtigen näher; aber auch diese Antwort stimmt nur halb. — 203, 2 sagt Verf.: ‚Germ. *ē* ist im Got. zu *é*, sonst zu *á* geworden.‘ Wenn es auch wahrscheinlich ist, dass urg. *ē* schon wgerm. zu *á* geworden ist, so hätte doch ags. *slépan* erwähnt und erklärt werden müssen. — 211. Woher ahd. *mërro* gleich got. *maiza* stammt, weiss ich nicht; woher Verf. diese Form nimmt, weiss ich auch nicht. Junges *mërro* ist zur Aufklärung des Verf. aus *mëriro* entstanden! — 218. Verf. meint, der Nom. Sing. der *a*-Stämme müsse ahd. und alts. folgendermassen entwickelt sein: **gebó* > **gebu* > **geb*. Er hat wieder einmal etwas Elementares ausser acht gelassen (ags. *zifu* : *ár*)! — 241, 3. ‚Niederalemannisch ist die Hauptmasse von Baden und Elsass.‘ Ein einziger Blick auf Behaghels Karte im Grundriss³ hätte den Verf. belehrt, dass nur ein gutes Drittel des badischen Gebietes zum Niederalemannischen gehört: das Gebiet etwa zwischen den Linien Munzingen—Moos im Süden und Hügelsheim—Baden im Norden. — Einiges andere deutet ich nur kurz an: 66. Got. *tunpus* (Druckfehler); 68. Es ist nicht zugänglich, in idg. Zeit von einem Praet. zu reden; Verf. meint natürlich das idg. Perfekt, auf das das germ. starke Praet. zurückgeht. — 135. ‚Die pronominale Deklination stimmt im wesentlichen mit der nominalen überein; die Endungen sind in der Hauptsache die gleichen.‘ — 168, 2. ‚Got. *berun* sie trugen < idg. **bhérunt*.‘ — 171. ‚Die verschiedenen Stämme, aus denen das Verbum „sein“ gebildet wird, sind: 1. Idg. Verbalwurzel *es*, 2. Idg. Vbw. *sijo* (!) usw. — So geht das weiter; zum Falschen gesellt sich das Schiefe in reicher Mischung. Ich bedauere die Studenten, deren ‚Repetition‘ auf solchen Grundlagen beruht. Ich empfinde es als traurig, dass in diesen Zeiten, wo der Student sich kaum mehr das allerwichtigste wissenschaftliche Rüstzeug kaufen kann, er durch die Examensnöte zur Anschaffung von Herrn Ammons Repetitorium verführt werden soll, und dass ein angesehenen Verlag durch den Druck dazu Vorschub leistet. Verf., dessen Arbeit auf den bekannten germanistischen Handbüchern von Braune, Kluge u. a. fusst — beide Herren werden für dies Kompliment dankbar sein — täte gut, die genannten Handbücher selbst erst einmal zu ‚repetieren‘, bevor er für andere die verheissenen weiteren Repetitorien schreibt.

Giessen.

C. Karstien.

Friedrich Seiler, Deutsche Sprichwörterkunde.
Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen.
IV, 3. München, Beck, 1922. X u. 457 S. gr. 8°.

Das vorliegende Werk Seilers entlässt uns mit gemischten Gefühlen.

Es ist das Ergebnis umfassender sorgsamer Forschung, liebevoller Beobachtung, hingebender Sorge für die Erziehung unserer Jugend und unseres Volkes.

¹ Nach Graff II, 839 ist sie zuerst in einem der Williram-Codices belegt.

² Vgl. auch E. Ochs, Gliederung der badischen Mundarten in ‚Vom Bodensee zum Main‘, 1922, Nr. 12 (1921).

Höchst wertvoll sind die Darlegungen über die Quellen der Sprichwörterkunde und über die vorhandenen Sprichwörtersammlungen. Mit der dabei gelegentlich ausgesprochenen Forderung, dass die Sammlungen für örtlich begrenzte Gebiete die allgemein deutschen Sprichwörter nicht aufnehmen dürften, kann man freilich nicht einverstanden sein, denn woher erfahren wir, welche Sprichwörter allgemein deutsch sind, wenn nicht aus der Summe der örtlichen Sammlungen? Der S. 61 ausgesprochene Zweifel, ob Fischart eine ausgiebige Sprichwörterquelle sei, ist unberechtigt, wie das ja bei diesem von volkstümlichen Dingen geradezu strotzenden Schriftsteller nicht anders zu erwarten ist.

Gleichfalls in das Gebiet des Geschichtlichen und des Kulturgeschichtlichen gehören die an und für sich durchaus anerkanntswerten Erörterungen über die Entstehung von sprichwörtlichen Redensarten, die sich durch den Sinn für das Natürliche, das Wahrscheinliche auszeichnen. Dass der Galgenvogel so heisse, weil er von den Vögeln gefressen werde, ist allerdings undenkbar; er heisst natürlich so, weil er am Galgen umherschwingt. Und die Bildungen wie *stockblind*, *stocktaub* gehen schwerlich von *stockfinster* (finster wie im Stock, im Gefängnis?) aus, sondern das Urbild der ganzen Reihe ist *stocksteif*.

Eine Fülle von anziehenden Beobachtungen breiten die Abschnitte über den Stil, über die sprachliche und metrische Form der Sprichwörter vor uns aus; ich hebe beispielsweise die Erörterungen über Sinnreim, Parallelismus, Dreisprüche, Vielsprüche hervor. Wenn Seiler freilich meint, der Parallelismus sei die Urform der Poesie, so sind ihm die Lieder der urtümlichen Völker, der Indianer, der Kamtschadalen usw. ebenso unbekannt wie der wichtige Aufsatz von Biedermann (Zs. für vgl. Litgesch. N. F. 2, 415) und mein Aufsatz zur Technik der mhd. Dichtung, PBB 30, 431, der diese Dinge sehr eingehend behandelt. Es muss statt dessen heissen: die Wiederholung ist die Urform der Poesie; der Parallelismus membrorum ist erst eine jüngere Entwicklungsstufe.

Gegenüber solchen Vorzügen, die auf dem Gebiete der kulturgeschichtlichen Betrachtung und der Beschreibung liegen, steht nun leider ein höchst bedauerlicher Mangel an gedanklicher Durchdringung, ja zum Teil an der allgewöhnlichsten Ordnung.

Der Titel des Buches ist irreführend. Es ist keine Sprichwörterkunde, sondern es behandelt ebenso wohl wie die Sprichwörter auch die sprichwörtlichen Redensarten. Die beiden werden ja durch formale Bande zusammengehalten; sachlich gehen sie weit auseinander: die geschichtliche Erläuterung gilt fast ausschliesslich den Redensarten, die Darlegung des Inhalts nur den Sprichwörtern. Eine Rechtfertigung seiner Zusammenfassung hat Seiler nicht gegeben; ob sie angesichts der hohen Preise von Druck und Papier notwendig war, angesichts so mancher andern Darstellung, die den Redensarten gewidmet ist, kann man bezweifeln.

Aber wenn einmal beides behandelt werden sollte, so sollte man doch eine klare Scheidung erwarten. Das elfte Kapitel ist überschrieben: Die sprichwörtlichen Redensarten. Danach sollte man glauben, dass sich die vorhergehenden Kapitel nicht mit den sprichwörtlichen Redensarten beschäftigen. Aber Kap. 3 bis 10 gelten ebensowohl dem Sprichwort wie den sprich-

wörtlichen Redensarten und nicht einmal immer so, dass zwischen beiden Gruppen ausdrücklich geschieden wird: so dient S. 23 *bis hierher und nicht weiter* geradezu als Beispiel eines literarischen Sprichworts. S. 33 erscheint *Landgraf, werde hart* als „historisches Sprichwort“; unter den aus der Glockschen Sammlung von Seiler angeführten „Sprichwörtern“ findet sich *mach mer de Schimmel nit schüch* (S. 45), unter denen aus Gottfried Keller *Werg an die Kunkel bekommen* (S. 64); ein Sprichwort soll sein *er gibt mit dem Munde, aber die Hände halten's fest* (S. 165).

S. 2 sucht Seiler die Merkmale des Sprichworts festzustellen. Er rechnet dazu die gehobene Form, aber S. 149 heisst es: „Allerdings gibt es nicht wenig Sprichwörter, denen jede Formung abgeht, die also nichts sind als einfache prosaische Sätze“ (*Frisia non cantat; die Katze lässt das Mäusen nicht; ein Schelm gibt mehr, als er hat*). Er unterscheidet das Sprichwort von der sprichwörtlichen Redensart durch die geschlossene Form, gibt aber S. 11 eine halbe Seite von Beispielen sprichwörtlicher Redensarten, die geschlossene Form besitzen. Im Sprichwort müssen „die Worte allgemein bekannt und dem Volke vertraut sein“; aber Seiler füllt fast anderthalb Seiten mit Neubildungen des Sprichworts (179—180). Dafür fehlt das wichtige Merkmal, dass das Sprichwort sich nicht auf einen einzelnen Fall bezieht, obgleich, wie S. 12 zeigt, der Gedanke Seiler nicht ferngelegen hat.

Ganz misslich steht es, namentlich in Seilers Praxis, mit der Abgrenzung der sprichwörtlichen Redensarten gegen nicht sprichwörtliche Redensarten und der Redensarten überhaupt gegen sprachliche Erscheinungen, die keine Redensarten sind. Als sprichwörtliche Redensarten behandelt S. z. B. *Tag und Nacht, Mann und Weib* (S. 14), *Glückspeter, Hemdenmatz, Zappelphilipp* (S. 159), *gewisser als gewiss* (S. 165); *klauen, mäusen, die Augen schliessen, das Leibliche segnen, die Seele aushauchen* (S. 171), *übergeschmippt, verdreht, verrückt* (S. 173), *Rabenaas, Galgenvogel* (S. 248), *brandmarken* (S. 249).

Seltsam ist vielfach das ästhetische und psychologische Urteil des Verfassers. In Sprichwörtern wie *Die Wahrheit will an den Tag, Gut Ding will Weile haben, Untreu schlägt ihren eigenen Herrn* sollen Metaphern vorliegen, die „in bewusster künstlerischer Absicht erfunden werden“ (S. 153). In gewissen Sprichwörtern soll zuerst der allgemeine Gedanke vorgeschwebt haben, zu dem dann das Bild als etwas Sekundäres hinzugefügt wurde (S. 150). Für die Fälle der ersten Art fehlt jede Begründung; sie dürfte sehr schwer zu finden sein. Im zweiten Fall handelt es sich um Sprichwörter, „die einen nur in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit existierenden Vorgang zum Bilde gemacht haben“. Aber derartige Vorgänge spielen in der Rede auch ausserhalb des Sprichworts eine Rolle: *der sitzt wieder auf seinen Ohren; da kannst du warten, bis du schwarz wirst; er lügt, dass sich die Balken biegen*, Collins, Moonestone I, 181 *I followed him with my heart in my mouth*; man wird schwerlich behaupten können, dass hier das Bild nachträglich zu einem allgemeinen Gedanken hierzu erfunden worden ist. Zu den Euphemismen, durch die „unangenehme oder unanständige Dinge verhüllt oder annehmbarer gemacht“ werden, gehören nach Seiler Ausdrücke wie *die Seele aushauchen, den Buckel verscholen, das Fell*

gerben, eine Tracht Prügel verabreichen (S. 171 ff.). Ganz unglaublich ist, was alles unter dem Stichwort Ironie vereinigt erscheint (165 ff.): da begegnen Wortwitze wie *alles hat ein Ende — und die Mettwurst hat zwei; er hat Geld wie Heu — nur nicht so lang*; ein grotesker Vergleich wie *er hat e Gewisse wi ene Strausack*, oder eine Münchhausiade wie *er traf den Hirsch in die hintere Klau und durch beide Ohren hinaus*; nebenbei bemerkt: diese Beispiele erscheinen als Belege dafür, dass einem allgemeinen Satze ein Zusatz angehängt wird, also *er hat Geld wie Heu*, und *er traf den Hirsch* sind allgemeine Sätze! Ironie soll der Satz sein: *Gedanken sind zollfrei — aber nicht höllfrei*. Zahlreiche Beispiele der „Ironie“ erscheinen gekennzeichnet als solche, bei denen die Ueberraschung eine Rolle spiele. Aber nicht die Ironie hat mit der Ueberraschung zu tun, wohl aber der Witz.

Nicht befriedigen können die Erörterungen über die seelischen Vorgänge, die das Sprichwort bedingen. Zwei entscheidende Gesichtspunkte sind ausser acht gelassen. Das eine ist die Trägheit des gewöhnlichen Menschen, die auch bei der Verwendung des Zitats die wichtigste Rolle spielt: es ist unendlich viel bequemer, bereits geformte Rede zu verwenden, als sich selbst in Unkosten zu stürzen. So kommt es auch, dass das Sprichwort vielfach Selbstverständlichkeiten aussagt: die Rede des Alltags mimmelt ja von solchen, und auch für dieses Mindestmass von seelischer, geistiger Anstrengung ist die bereits fertige Prägung willkommen. Noch wichtiger ist aber ein zweites. Das Sprichwort ist meist lehrhaft, aber nicht theoretisch lehrhaft, sondern der es anwendet, will damit etwas beweisen, etwas erreichen. Zu solchem Zweck kann die Berufung auf eine gesetzliche Bestimmung dienen, auf ein Bibelwort, eine Dichterstelle, auf den Satz einer Rede, die gestern in der Zeitung gestanden hat, und so auch auf ein Sprichwort. Jede derartige Berufung tut dar, dass ich mit meiner Meinung nicht allein stehe, dass sie auch von anderen geteilt wird, und das gibt einerseits dem Redenden mehr Zuversicht, andererseits macht dem Angeredeten die Ansicht der anderen, der vielen mehr Eindruck als die Weisheit des einzelnen. Aus dieser Verwendung des Sprichworts ergibt sich dann ganz von selbst, dass ein Sprichwort nicht entgegengesetzte Wahrheiten in sich vereinigen kann (S. 320).

An den Bemerkungen über sprachliche Dinge ist nicht immer zu verspüren, dass der Verfasser des Buches von Hause aus Germanist ist. S. 14 redet er davon, dass die sprichwörtlichen Formen meist ziemlich alt seien, denn zum Zusammenwachsen gehöre eine lange Zeit; „daher haben viele von ihnen noch die alte Form des Stabreims“. Unter den Beispielen erscheinen *Schimpf und Schande, Gift und Galle*, aber bekanntlich sind die hier vorliegenden Bedeutungen von *Schimpf* und *Gift* ganz jung; ferner *gut und gern*, aber das Adverb von *gut* heisst in der älteren Sprache *wol*. In *wie er lebt und lebt* erkennt S. ein abgestorbenes Wort *leiben* sein Dasein haben (S. 17). In *die guten Schwimmer ertrinken gern* findet er eine altertümliche Bedeutung eines noch jetzt gebräuchlichen Wortes (S. 181); aber dieses *gern* ist moderner Umgangssprache wohlbekannt. Nach S. 41 glaubt S., dass nd. *kliwt* dasselbe sei wie nhd. *klebt*; aber es ist = ad. *kliben*, würde also in den folgenden Absatz gehören. Kann man sich

laienhafter ausdrücken, als es S. 198 geschieht: „auch die Vokale spricht das Volk sehr unrein aus“? S. 281 wird behauptet, mhd. *dicke* habe die Bedeutung „massenhaft“ gehabt. Sehr gern möchte ich wissen, was unter „formelhaftem Gebrauch von Relativsätzen“ zu verstehen ist (S. 186) im Gegensatz zu nicht formelhaftem Gebrauch. Höchst wunderlich ist die Anordnung sprachlicher Besonderheiten auf S. 186—194: 1. Relativsätze; 2. je — je mit Komparativ; 3. Negation; 4. irrealer Bedingungssätze; 5. Komparativ; 6. besser als — lieber als; 7. halb — halb („verwandt mit dem Komparativ“!); 13. Imperativ an Stelle eines Bedingungssatzes. Natürlich gehören 2, 5 und 6 zusammen; 13 steht in naher Beziehung zu 4, und beides ist eng an 1 heranzurücken, zumal dessen letzte Unterabteilung relative Fügungen enthält, die infolge einer Konstruktionsmischung tatsächlich bedingenden Fügungen entsprechen.

Giessen.

O. Behagel.

Wolf Aly, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Eine Untersuchung über die volktümlichen Elemente der altgriechischen Prosaerzählung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1921. IV, 313 S. 8°.

Die klassische Literatur der Griechen ist dem Märchen abhold gewesen, so sehr, dass es geradezu üblich geworden ist, von Amor und Psyche bei Apulejus als dem einzigen griechischen Märchen zu sprechen. Diese Auffassung ist zu eng, schon wenn man allein an die geschriebene und erhaltene Literatur denkt. Dazu aber wartet hinter der dünnen sichtbaren Kulisse ein tiefer Hintergrund unerschöpfter Märchenzüge, die zugleich uralte Übung und feste Gesetze der Erzählkunst voraussetzen und das Griechentum auf der Grenze zweier Erdteile mitten im Verband der grossen Motivgemeinschaft zeigen, die von Urzeiten her die Völker der Erde umschlingt. Mit den Mitteln der vergleichenden Märchenforschung war dieser Schatz zu heben, und darum wieder ist das Werk des Gräzisten, der es mit frischem Mut und guter Methode, ohne Vorurteil und voll Hingabe an die erlesene Aufgabe vollbracht hat, fruchtbar für die Märchenforschung ringsumher, auch für die deutsche.

Herodot ist in den Mittelpunkt gerückt, weil ihm die Ueberlieferung am günstigsten und seine Bedeutung am überragendsten ist. Grundsätzlich richtet sich Alys Untersuchung jedoch auf den Ursprung und die Daseinsbedingungen des gesamten ionischen Märchenschatzes vor zweieinhalb Jahrtausenden. Von überallher fällt Licht auch auf unser deutsches Märchen. Archilochos spricht von *Ταντάλω λίθος* und bezeugt damit den Märchenzug von dem (wie das Schwert des Damokles) über Tantals Haupt schwebenden Felsen, der sein Leben ständig bedroht. In Homers Bild von den Leiden des Tantalos fehlt der Zug noch, dagegen kennt ihn das deutsche Märchen vom Leben am seidenen Faden (Zaunert, Deutsche Märchen seit Grimm S. 273), in dem die Heldin einen Mahlstein über ihrem Kopf hängen sieht. Ins Lustige gewendet erscheint der Zug im 34. der Grimmschen Märchen von der klugen Else, die im Keller die vom Maurer vergessene Kreuzhacke gerade über sich erblickt und über ihr noch ungeborenes Kind weint, das davon totgeschlagen werden könnte.